

Kai Reininghaus

Kenton BLAU

DIE LEIPZIGER TAGEBÜCHER 1986 - 1987

Roman

Für Felicitas und Philip in Liebe.
Und für alle, die dabei waren.

Ein großes und herzliches Dankeschön für Rat und Tat, Zeit und Muse
an meine Frau! Danke Kaiman, Uwe, Marén, Jan, Ingard, Jacqueline
und Rob! Ich schätze Eure Inspiration sehr!

Alle Rechte bei Kai Reininghaus
Erste Auflage, Berlin Juni 2013
© Kai Reininghaus

Alle Rechte vorbehalten (Die Übersetzung, Reproduktion, Vervielfältigung und
Verbreitung, der öffentlicher Vortrag oder eine Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen bedürfen einer schriftlichen Genehmigung des Autors).
Urheberrechtlich geschützt nach § 1 UrhG durch Rechtsanwaltskanzlei Zumpf, Berlin

Umschlaggestaltung & Artwork: cairo
Reininghaus media Berlin
Kontakt Daten am Ende des Buches

Weitere Informationen: www.reininghaus-media.de

Prolog

„Wo willst du hin?“ Mein Großvater steht vor mir. Mit seiner runden Brille und der Uniform. Genau wie auf dem Bild. Ich blicke ihn an und weiß nicht, was ich sagen soll.

„Du hast immer Klavier gespielt und dazu gesungen. Manche meinen, ich hätte meine Musikalität von dir.“ Mein Großvater lächelt.

„Soll ich dir etwas vorspielen?“ Doch es ist kein Klavier hier. Wir laufen durch alle Zimmer. Ich kenne dieses Haus. Ich habe hier eine Zeit meiner Kindheit verbracht. Aber ich bin ja noch ein Kind.

Mein Großvater nimmt mich an die Hand. Vom Fenster aus zeige ich ihm die Stelle, an welcher der abgeschossene Flieger lag.

„Hast du ihn selbst gesehen?“

„Nein, da war ich doch noch gar nicht geboren.“ Der Großvater lächelt erneut.

„Du siehst gar nicht aus wie ein Opa, du bist noch so jung.“ Jetzt fällt es mir wieder ein.

„Du bist doch gefallen, im Krieg. In Russland.“

„So, so“, sagt der Großvater.

„Aber kennst du denn meinen Hund?“

„Nein.“

„Ein Schäferhund. Ich durfte ihn sogar mitnehmen. Nach Russland. Aber dann wurde er krank und man musste ihn einschläfern. Ein treues Tier.“

Der Großvater schaut sich um.

„Ich muss jetzt gehen.“

1.

Der junge Mann blickt mich irritiert an.

„Was wollen Sie?“ Spreche ich eine Fremdsprache?

„Ich will mich exmatrikulieren“, wiederhole ich noch einmal und ergänze vorsichtshalber „Also, ich will das Studium *nicht* antreten.“ Das scheint ein echter Knaller zu sein. Am Tag der Einschreibung bin ich wohl der Einzige, der mit so einem Vorhaben in der mir völlig unbekanntem Uni umherirrt.

Ich bin mit dem Zug nach Ilmenau gefahren. Das hat schon eine halbe Ewigkeit gedauert. Ich habe ein flaes Gefühl im Magen. Im Bauch. Im Kopf. Alle anderen Neulinge sind natürlich auch aufgereggt. Ich komme mir vor wie eine einzelne Welle, die meint, sie müsse zur Quelle zurück. Jetzt. Sofort. Aber da ist der ganze, breite Fluss. Und all die anderen Wellen.

Ich suche in dem fremden Gebäude nach Zuständigkeit. Es muss doch jemanden geben, dem ich mein Vorhaben mitteilen kann? Damit die Geschichte ein Ende findet, bevor sie überhaupt anfängt. Aber nichts. Überall ungläubiges Kopfschütteln. Unverständnis. Große Münder, erstaunte Augen. Auch der junge Mann ist schon wieder verschwunden.

Endlich treffe ich auf eine Sekretärin, die zwar ebenfalls den Kopf schüttelt, aber dennoch Bescheid weiß.

„Warum wollen Sie denn Ihr Studium nicht antreten?“, fragt sie wohl mehr aus persönlichem Interesse. Ich stammele etwas von besonderen Gründen.

Soll ich hier erzählen, dass ich nach sechsunddreißig Monaten NVA keinen Bock mehr habe auf VIER-MANN-STUDENTENBUDE, auf Drill, auf verplante Zeit? Soll ich erzählen, dass ich brenne? Dass in Leipzig schon eine Band wartet und wir kurz vor dem großen Durchbruch stehen?

Leseprobe

Na ja – erst einmal wartet da nur mein Armeekumpel Müller, aber was soll's.

„Haben Sie sich das auch wirklich überlegt?“ Es wird gestempelt, unterschrieben, abgeheftet. Schon bin ich wieder draußen. Gegen den Strom. Als Einziger. Alle anderen drängen immer noch hinein.

Ich drehe mich ein letztes Mal um: Auf Wiedersehen, Elektrotechnik! Für uns beide war es besser, dass wir nie zusammengekommen sind. Elektrotechnik, ich? Was für ein Schwachsinn!

Aber wenn man sich mit kaum siebzehn Jahren für ein Studium entscheiden muss, welches den „momentanen gesellschaftlichen Erfordernissen unseres sozialistischen Vaterlandes“ entspricht, bleibt keine große Auswahl. Persönliche Vorlieben? Fähigkeiten? Wunsch auf Selbstverwirklichung? Pustekuchen, aber ganz großer!

2.

Der Kellner kommt schnaufend mit einer neuen Ladung Bier.

„Prost, die Herren!“

„Viel los, was?“

„Ja, ich komm' mir vor wie 'n Speiseaufzug!“ Wir lachen. Wir kennen den Typen gut. Das ist wichtig. Wir sind öfter hier und ohne Vertrauten im Personal kann es passieren, dass man warten muss. Bis man platziert wird. Und das kann dauern.

Wir feiern meinen Abschied. Aber es ist gar keine Feier. Wir sitzen einfach so zusammen. Morgen fahre ich nach Leipzig. In mein neues Leben.

Eigentlich hat das schon vor zwei Wochen begonnen. Das Ende meiner Armeezeit. Ein schwieriges Kapitel, will man es vorsichtig umschreiben. Eine Scheißzeit lautet

meine Zusammenfassung. Immerhin habe ich erfahren, was ich nicht will. Und eine Handvoll toller Menschen kennengelernt. Doch ich mag jetzt gar nicht daran denken.

„Jungs, ich bin doch nicht für immer weg! Außerdem könnt ihr mich besuchen. Sobald die Bude steht. Leipzig ist doch nicht aus der Welt!“ Mit meinen Leuten hier habe ich eine Menge erlebt. Höhen und Tiefen. Wir waren für einander da. Das werde ich ihnen nie vergessen.

Und es fällt mir auch nicht leicht, sie zu verlassen. Und all das andere. Die Straßen. Die Gassen. Die Berge. Die Hügel. Den Wald. Die vertrauten Plätze. Meine Kindheit. Aber jetzt muss ich gehen.

Die kleine Stadt ist zu eng geworden. Für mich gibt es hier keine Zukunft. Ich war immer gerne hier, aber ich war auch immer ein wenig anders. Und ich nehme ja alles mit. In meinen Gedanken. In meiner Erinnerung.

Die Nacht ist klar und voller Sterne. Ich zünde mir eine *Kenton Blau* an und rauche. Am Fenster. In meinem Kinderzimmer. Ich sehe die Häuser gegenüber. Kein Licht. Schräg hinter ihnen, verdeckt, der Friedhof. Mit alten und neuen Gräbern. Der Großmutter, dem Großvater, der Klassenkameradin, die sich das Leben nahm. Den Gießkannen aus Blech. Auf den Wegen helle Kieselsteine, die jetzt leuchten. Ich blicke auf. Schau weiter.

Die dunkle Silhouette der Hügel am Horizont. Der kleine Bahnhof. Endstation. Vor dem Krieg ging es hier weiter. Nach dem Krieg haben sie alles mitgenommen, was nicht „niet- und nagelfest“ war. Und noch vieles mehr. Sagen die Alten.

Und so liegen unsere Schienen vielleicht jetzt irgendwo in der Sowjetunion. Und ein Zug rattert darüber, der nichts weiß von seinem Glück. Wahrscheinlich aber sind sie eingeschmolzen. Aufgelöst im heißen Bad und

wiedergeboren. Geblieben ist der alte Bahndamm. Der langsam zuwächst und verschwindet. Die Spuren einer Zivilisation. Wie die Bombentrichter im Wald. Was bleibt?

Stille ringsum. Alles schläft. Erst in ein paar Stunden kommt wieder Leben auf. Dann, wenn der erste Zug fährt. Vier Uhr zweiundzwanzig. Den kenne ich gut aus meiner Zeit bei der Armee. Ich habe ihn gehasst. Nun ist er mir gleichgültig geworden.

Ein Moped zerstört knatternd die Ruhe. Ich schließe das Fenster und betrachte meinen Rucksack. Habe ich auch nichts vergessen? Prall und ungeduldig steht er in der Ecke. Er wartet. So ein Großer mit Tragegestell, den man nur schwer bekommt. Hat meine Mutter besorgt, in der SPOWA - dem Sportwarengeschäft meiner Heimatstadt.

Tja, Beziehungen sind in diesem kleinen Land „die halbe Miete“, wie es immer so schön heißt. Mein Rucksack und ich haben schon einiges gesehen. Die Ostsee, Ungarn, die Tschechoslowakei.

Meine Eltern sind nicht so begeistert von meinem Vorhaben. Nicht studieren? Musik machen? Alles Flausen! Überhaupt stehen sie meinen Ambitionen in Sachen Zukunftsgestaltung äußerst skeptisch gegenüber. Wenn ich in wenigen Stunden dieses Haus verlasse, gehen wir nicht im Frieden auseinander.

3.

Leipzig, Hauptbahnhof. Mein Zug hält.

Der Abstieg aus dem Reichsbahnwaggon ist nicht einfach, zumal mit unhandlichem Gepäck. Zuerst verklemmt sich mein Gitarrenkoffer, dann auch noch der Rucksack. Ich stecke fest. Hinter mir wird es unruhig. Ein älteres Ehepaar kommt in Panik. Ich schwitze. Plötzlich der beherzte Griff eines langhaarigen Mitreisenden. Ich bin frei.

„Na, wohl'n bisschen viel dabei?“ Der vollbärtige Bluestyp grinst freundlich. „Danke“, stammele ich. Ich bin ein wenig neidisch. Meine Haare sind einfach noch so beschissen kurz. Viel Zeit zum Wachsen hatten sie auch nicht. Bin ja erst vor zwei Wochen entlassen worden. Drei Jahre Armee haben ihre Spuren hinterlassen. Nicht nur in, auch auf meinem Kopf.

Ich schultere meinen Rucksack und laufe den Bahnsteig entlang bis zur Haupthalle, wuchte mein Gepäck die Treppen hinunter und stehe wenig später vor dem Bahnhof. Gegenüber fahren die Straßenbahnen ab. Ich habe wieder vergessen, welche ich nehmen muss. Mist.

Ich war zwar schon einmal hier, aber so eine Großstadt ist immer noch ziemlich verwirrend für mich. Ich suche eine Telefonzelle. Davon gibt es nur wenige und von denen ist noch einmal die Hälfte kaputt. Ich schmeiße ein Zwanzigpfennigstück in den Schlitz. Es funktioniert. Ich rufe Müller an.

Er ist meine Anlaufstation in dieser Stadt. Wir haben uns bei der NVA kennengelernt. Er war bei den „Mot-Schützen“, dem Motorisierten-Schützen-Bataillon, und spielte Schlagzeug in der Regimentscombo. Ohne diese ganze Musikgeschichte hätte ich die Zeit bei der Fahne kaum überstanden. Müller ist der Grund, warum ich hier bin, hier in Leipzig. Wir wollen eine Band gründen.

Müller ist schon ein Jahr vor mir entlassen worden. Er musste nur achtzehn Monate dienen. Ich habe Abitur gemacht, wollte studieren und durfte dem Land dafür auch die doppelte Zeit schenken. Natürlich gab es auch andere Wege.

Hätte ich einen Arzt als Vater gehabt, wäre mir möglicherweise von einem befreundeten Spezialisten ein böses Leiden attestiert worden. Nicht einfach, aber möglich. Und dann, verkürzter Wehrdienst? Vielleicht. Oder noch

schöner: untauglich! Nicht auszudenken! Aber für mich ohne Wert. Jetzt. Nur sinnlose Quälerei. Denn ich habe es hinter mir.

Müller hat einen normalen Schulabschluss und eine Lehre als Steinmetz absolviert. Obwohl, das ist auch schon Schnee von gestern. Zurzeit macht Müller eine Umschulung. Wegen des Staubes und seiner Atemwegsprobleme. Irgendetwas in Richtung Werbung. Schaufensterdekoration und so. Ein angenehmer Job. Außerdem stand die schwere Handarbeit zu Müllers Ambitionen als Schlagzeuger in einem enorm ungünstigen Verhältnis. Überbelastung der Handgelenke.

Ich rufe im Kaufhaus Topas an, Müllers derzeitige Ausbildungsstätte.

„Kannst du mich abholen?“

„Ja, aber erst in einer Stunde. Dann habe ich Mittagspause.“ Ich gehe also wieder zurück in den Bahnhof. Mich fröstelt. Es ist kühl geworden. Aber das ist es nicht allein.

Ich habe kaum ein Auge zugemacht. Wartet diese Stadt auf mich? Nimmt sie mich auf? Die Fremde. Den Fremden. Wir kennen uns nur flüchtig. Der Tag hat grau begonnen. Ein Tag im November 1986.

4.

Mitropa. Eine Welt für sich. Da habe ich schon einige Stunden, ach was, Tage verbracht während meiner Vaterlands-Dienst-Zeit. Ich kaufe mir eine Tasse Kaffee. Schwarz. Ohne Zucker. Mein Magen meldet sich. Ich habe Hunger.

Die Speisekarte ist übersichtlich. Eigentlich nur ein fleckiger Zettel in einer vergilbten Kunststoffhülle. Mit einer Schreibmaschine getippt, auf der das „e“ ziemlich

verdreht sein muss. Sodass der obere Bogen als einziger hässlicher Klecks erscheint.

Natürlich ergibt sich aus der Stellung der übrigen Buchstaben, dass es sich bei diesem armen verunstalteten Gesellen nur um das immer und oft auftauchende „e“ handeln muss.

In Sachen Schreibmaschinen kenne ich mich aus. Habe immer wieder den Schreiber vertreten müssen im Stab des Panzerbataillons. Und da wurde viel getippt. Alles mit x-Durchschlägen. Schöne deutsche Ordnung.

Nun aber: die Speisen. Es gibt das, was überall in diesem Land angeboten wird: Soljanka, Strammer Max, Bockwurst. Ich nehme eine Bockwurst. Aber nur in Gedanken. Und schon davon wird mir übel. Ich zünde mir eine Zigarette an.

So, das ist also jetzt das Leben, welches ich mir selbst ausgesucht habe. Ich schaue mich um. Menschen in überschaubarer Menge. Fleißige Bürger und Bürgerinnen. Arbeiter und Bauern. Oder doch nur Intelligenz? Dummheit frisst, Intelligenz säuft. Ein dämlicher Spruch.

Ich hole mir noch einen Kaffee. Die Bedienung steht gelangweilt an der Kasse, raucht und unterhält sich. Man möchte die Herrschaften nur ungern stören. Wieder schleppe ich mein gesamtes Gepäck zum Tresen und zurück. Ein schöner Balanceakt. Ich wäre kein guter Kellner.

Kaum sitze ich wieder, steht Müller vor mir. Da er nicht viel Zeit hat, brechen wir sofort auf. Ich brauche noch Straßenbahnfahrtscheine. Sechs Stück für eine Mark, schmale graue Papierstreifen. Normaler Preis rot, ermäßigt grün. Oder umgekehrt? Dann geht's ab in die Bahn. Es ist die Linie Zwanzig, ich sollte mir das jetzt mal merken. Ein für alle Mal.

Wir fahren zu Müllers Eltern. Unsere zukünftige Bude müssen wir noch ein wenig herrichten. Wir kommen am

Zoo vorbei und an einer Kirche. Müllers Eltern wohnen in einer Straße, die nach einem berühmten Kommandanten der sowjetischen Streitkräfte benannt wurde. Die Wohnung ist riesig. Der Weg von Müllers Zimmer bis ins Wohnzimmer kommt mir ewig vor.

Obwohl ich schon zweimal hier war, bin ich noch ziemlich zurückhaltend und fremdelnd. Ich glaube aber, dass die Leute mich mögen. Müllers Papa ist ein ziemlich entspannter Mann. Und irgendwie immer da. Er ist professioneller Sänger. Mit fester Anstellung am ... Gewandhaus? Ich weiß es nicht mehr genau. Müller hat mir das mal irgendwann erzählt.

Auch hier: immer wieder die gleichen Fragen zu meinem nicht angetretenen Studium. Kein gutes Thema momentan. Da bin ich etwas dünnhäutig. Ich bin froh, wenn wir endlich unsere Mini-WG gründen. Für uns sind.

Es ist Freitag und am Wochenende wollen wir unsere renovierungstechnischen Arbeiten zum Abschluss bringen. Da sind wir eher mittelmäßig. Aber wir haben Spaß am Gestalten. Schlecht geschnittene Tapetenbahnen sind unsere Spezialität. Doch das Hauptwerk ist die Deckengestaltung, was leider nur wenige Kenner zu schätzen wissen.

Wir haben uns zwar Papierhüte gebastelt, sehen aber trotzdem wie die Schweine aus. Und dreckig haben wir uns auch noch gemacht. Ha, ha. Die Farbe ist zu dünn und wir sind beide Brillenträger. Irgendwann versinkt alles wie eine Winterlandschaft in Weiß. Was noch bleibt, sind die abgetretenen Fußbodendielen. Die streichen wir schön kackbraun. Fertig!

5.

Am Morgen wache ich zu früh auf. Die erste Nacht in unserer eigenen Bude. Ich bin allein, es ist kalt und die

Wohnung leer. Wir haben bis jetzt nur eine Matratze, also ist Müller zum Schlafen nach Hause gegangen.

Ohne Brille ist alles unscharf und wirkt noch fremder. Ich bekomme einen kleinen Katzenjammer. War das richtig? Das Studium zu schmeißen? Ich stülpe meine Kopfhörer über und lass den Walkman laufen. *The Cure: A Concert*. Hat Müller von einem Bekannten aus dem Westen. Der hat einen ganzen Stapel Platten mitgebracht. Darunter dieser Edelstein. Zurzeit ist *Charlotte sometimes* mein Lieblingssong.

Die Kassette ist zu Ende, ich habe keine Lust weiterzuhören. Ich setze endlich meine Brille auf und blicke umher. Außer meiner Matratze, der Gitarre und meinem Rucksack ist nichts weiter hier. Fast nichts - ein leeres Regal vom Vermieter erstreckt sich über die komplette linke Wand. Ich stülpe den Schlafsack zurück und laufe durch die Wohnung.

Wir haben zwei Zimmer und eine Küche. Toilette halbe Treppe. Mein Rundgang endet am Küchenwaschbecken, unserer einzigen Wasserstelle. Vorher stehe ich aber noch vor einer geheimnisvollen Tür. Die ist abgeschlossen. Hinter ihr verbirgt sich ein weiteres Zimmer. Das dürfen wir aber nicht nutzen.

Die Wohnung hat Müller besorgt. Von irgendeinem Typen, der mit seiner Freundin zusammengezogen ist und natürlich seine ehemalige Bude unter der Hand weitervermietet. Das ist ganz normal. Auf regulärem Weg hätten wir beide nie eine Wohnung bekommen. Wir sind weder verheiratet, noch haben wir Kinder oder sind in staatstragenden Funktionen.

Die Bude kostet uns 30 Mark monatlich und wir haben die Auflage, Finger und Augen von Zimmer Nummer drei zu lassen. Witzig: Die Straße, in der unser Haus steht, ist nach der Kreisstadt meines Heimatstädtchens benannt. Meiner alten Heimat, versteht sich. Ein Zeichen?

Ich stehe am Fenster und blicke hinaus. Die Farbe blättert vom Rahmen und überall fehlt der Kitt. Es ist ziemlich grau draußen. So wie die Häuser gegenüber und die weiter weg. So wie fast alle. Es bröckelt, fehlt an Farbe. Regnet durch. Quietscht und knarrt. Verfall. Aber das macht mir nicht viel aus. Hier werden wir ab jetzt wohnen. In Gohlis.

Irgendwo rattert eine Straßenbahn, Linie Achtundzwanzig? Vielleicht auch die Elf. Ich schaue auf mein Handgelenk. Es ist erst neun Uhr. Müller schläft sicherlich noch friedlich in seinem alten Kinderzimmer und allein habe ich keine Lust, raus zu gehen.

Ich esse etwas Brot und trinke Wasser. Eine kalte Wohnung ist ungemütlich. Eine leere kalte Wohnung in einer fremden Stadt ist die Hölle. Der Berliner Ofen macht sich klein. Aber er kann nichts dafür. Es fehlt an Heizmaterial. Wir müssen uns noch Kohlen besorgen. Vielleicht gibt es ja noch einen Rest im Keller.

Ich hänge meinen Schlafsack über und greife wieder nach dem Walkman. Sanyo M-G 30. Mit Radio und Metal-Tape-Abspielfunktion! Ein Vermögen hat das Teil gekostet, fast achthundert Mark. Habe ich während meiner Armeezeit gekauft. Der normale Durchschnittsbürger verdient so zwischen vierhundert und siebenhundert Mark. Da muss eine Oma ganz schön lang für Stricken.

Es ruckelt an der Tür, Müller ist da. Wir rauchen eine Zigarette und bestaunen noch einmal gemeinsam unser Werk vom Vortag. Dann gehen wir. Wir wollen unsere Einrichtung aufstocken. Aber nicht heute. Heute ist Sonntag.

Auf der Treppe begegnen wir einer alten Frau, die uns misstrauisch beäugt. Wir sagen ihr, wir würden in der Wohnung von Herrn X wohnen, vorübergehend. Sie meint nur, wir sollen *bloß* keinen Dreck machen und vor allem

keinen Krach. Guten Tag auch. Wir fahren zu Müller und holen ein paar Sachen. Und essen Mittag. Jetzt hab ich doch einen ganz schönen Kohldampf.

6.

Die Woche beginnt, ich habe Zeit. Ein eigenartiges Gefühl. Fahre in die Stadt, lasse mich treiben, noch ohne Ziel. Später treffe ich Müller. Wir gehen in ein Café und essen etwas. Ich schaue mir die anderen Gäste an, überwiegend junge Leute sind hier versammelt.

„Künstler“, sagt Müller, „und Studenten“. Dann muss er auch schon wieder los. Ich bleibe noch sitzen, versuche zu lesen und trinke einen Kaffee nach dem anderen.

Es ist nur ein paar Wochen her, dass ich in Uniform und Stiefeln umherlief und in dieser beschissenen Kaserne gefangen war. Umgeben von machthungrigen Feldwebeln und Fähnrichen, die kaum ihren Namen richtig schreiben konnten. All die tote Zeit, die ich dort vergeuden musste. Wer gibt sie mir zurück? All die Ängste, die ich ausstehen musste, wer vertreibt sie aus meinem Schädel?

„Noch einen Kaffee?“ Nein, danke. Ich habe wahrscheinlich schon einen Koffein-Rausch oder so etwas. Ich gehe auf die Straße und laufe irgendwohin. Ich weiß wieder mal nicht mehr, wie ich zurückkomme. Ich suche eine Telefonzelle. Ich rufe Müller an.

7.

Wir sitzen in unserem Wohnzimmer und proben. Wir wohnen jetzt beide hier. Unsere Einrichtung ist fast komplett. In der Küche, die gleichzeitig unser Bad ist, haben wir einen großen Tisch. Dort steht alles, was wir küchentechnisch brauchen: Teller, Besteck, Töpfe, Konserven, Marmelade und so weiter. Darüber haben wir eine Wäscheleine gespannt.

Wir sind sogar im Besitz einer Schleuder. Dieses hinterlistige Teil sitzt zwar jetzt ganz brav auf ihrem Gummiring, springt aber wie ein junger Gaul durch die halbe Küche, sobald wir sie in Betrieb nehmen. Vorn, gegenüber dem Waschbecken, steht unser kleiner Kühlschrank.

Wir haben auch die Zimmerverteilung vorgenommen. Müller, als Wohnungsbesorger und Hauptuntermieter, hat zuerst wählen dürfen und selbstlos auf das vordere Durchgangszimmer verzichtet. Er ist ins hintere, kleinere Zimmer eingezogen und hat es sich dort gemütlich gemacht. Meine Bude ist gleichzeitig unser Wohnzimmer, Empfangszimmer und auch sonstiger Aufenthaltsraum.

Mit Sony, einem Kumpel aus der alten Heimat, habe ich noch einige persönliche Sachen angekartt. Alles was außer uns beiden noch irgendwie in seinen Trabant passte, haben wir hineingestopft. Darunter meine Universum-Stereoanlage und eine alte Mercedes-Schreibmaschine, ein Familienerbstück sozusagen.

Des Weiteren nennen wir einen Schreibtisch und ein Sofa nebst Tisch und Sessel unser Eigen. Alles aus dem An- und Verkauf in der Hainstraße, einem riesigen Gewölbe, voller sogenannter Gebrauchsgüter, in dem die Menschen wie auf einem unterirdischen Basar umherwandeln.

An unserer Decke baumelt allerdings noch eine Glühlampe und schämt sich ihrer Nacktheit. Man muss auch improvisieren können.

Es klingelt. Draußen steht die misstrauische Alte und meint, wir seien zu laut. Müller betatschelt sanft sein mit Decken und Tüchern abgehängtes Schlagzeug, ich spiele ohne Verstärker. ZU LAUT! Wir rauchen und schweigen. Wir brauchen einen Proberaum. Und ich einen Verstärker.

Wir haben schon eine Reihe Songs auf der Pfanne, alles eigene. Die habe ich während der Armeezeit geschrieben.

Dort mussten wir ein Tanzmusikprogramm für diverse Offiziersfeierlichkeiten auf die Beine stellen. Nachdem wir den Schrott drauf hatten, haben wir nur noch unsere eigenen Sachen gejammt. Quasi heimlich.

Neben dem Proberaum hatte der Kulturmajor der Kaserne sein Büro. Aus welchen Gründen auch immer hat er ein Auge zugeedrückt. Und beide Ohren.

8.

Müller hat eine Neuigkeit: Ganz in unserer Nähe gibt es eine dieser runtergekommenen unbewohnten Buden, wo wir möglicherweise proben können. Ein Abrisshaus nennen das die Behörden. Irgendjemand hat ihm diesen Tipp gegeben und wir schauen uns das mal näher an.

Es ist wirklich nur einen Katzensprung entfernt. Wir gehen bis zum Ende unserer Straße, biegen links ab und schon können wir das Objekt unserer Begierde sehen. Ein Eckhaus.

Unten müssen früher einmal Schaufenster gewesen sein. Aber die sind abgedichtet und zugenagelt. Darüber versuchen buchstabenähnliche Hinterlassenschaften uns etwas mitzuteilen - die Identität der früheren Besitzer? Aber das bleibt ein Geheimnis. Wir können die Zeichen nicht entziffern. Der Krieg und siebenunddreißig Jahre Sozialismus haben ganze Arbeit geleistet.

Dann ist auch schon Schluss. Die Tür ist zu und den Spruch, um sie zu öffnen, kennen wir nicht. Noch nicht.

Wir ziehen wieder ab und landen im „Fröhlichen Zecher“. Einer Kneipe. Gut gefüllt, und das tagsüber, wo doch der brave Bürger eigentlich seinen Beitrag zum Aufbau des Sozialismus leistet.

Der Laden erweist sich größer als von außen ersichtlich. Einige der erfahrenen Biertrinker schauen uns verächtlich an: Fremde. Die lassen wir hinter uns und nehmen an

einem der zahlreichen Tische im hinteren Bereich Platz. Wir trinken: Bier! Und essen: „Strammer Max“! Genießbar. War's das schon mit dem Proberaum?

„Nee“, meint Müller. „Alles eine Frage der Zeit. Irgendein Musiktyp hat die alte Bude unter Beschlag und lagert dort Verstärker, Boxen, Scheinwerfer und so 'n Zeug.“ Aha, deshalb die verbarrikadierten Ex-Schaufenster. Deshalb die gut gesicherte Tür.

Noch etwas beschäftigt uns die ganze Zeit und ist immer eines unserer gegenwärtigen Lieblings-Themen: Woher nehmen wir den Rest unserer Band? Ich bin ja neu in der Stadt und kenn mich in dem hiesigen Musiker-Fundus nicht aus. Müller hat aber schon in der einen oder anderen Band getrommelt. Doch sieht es momentan schlecht aus: Entweder passen die Leute nicht zu dem, was wir vorhaben oder sie sind gerade bei der Armee. Wir vertagen die universelle Lösung und zahlen.

Dann stehen wir wieder vor dem Abrisshaus. Inzwischen ist es dunkel geworden. Der alte Kasten wirkt tot und leblos. Na, wir würden schon ein wenig Leben in die Bude bringen, soviel ist sicher! Aber erst mal müssen wir reinkommen. Wir trommeln also, vom Bier mutig geworden, kräftig an die hölzerne Pforte. Nichts.

Gerade wollen wir abziehen, da hören wir etwas. Jemand fragt: „Wer ist da?“ Müller antwortet. Es schließt, ein Spalt breit Licht tut sich auf und wir sind drinnen. Ein Typ mittleren Alters mit dunkelgrauer Lockenmähne und dichtem Schnauzer gibt uns die Hand.

„Proberaum? Ach ja. Oben, schaut's euch an. Der untere Bereich ist aber tabu.“ Den letzten Satz begleitet er mit zwei kurzen Kopfbewegungen nach rechts und links. Wieder also geheimnisvolle Türen, die wir nicht öffnen dürfen.

Er geht mit uns in den ersten Stock. Wir kommen in eine leere Wohnung mit mehreren Zimmern. Es ist kalt und ungemütlich. Es muffelt.

„Hier könnt ihr Krach machen soviel ihr wollt. Wenn es Ärger gibt, fliegt ihr raus!“ Klare Anweisungen. Die Schnauzlocke trabt ab und kommt gleich noch mal wieder. Die Schlüssel! „Und bloß nicht rumquatschen! Das muss hier nicht jeder wissen.“

Wir stehen da, schauen uns an. Es ist klasse. Wir haben unseren Proberaum! Die großen Berliner Öfen sind natürlich nur Attrappe, die Rohre hängen runter, die Schornsteine sind verstopft. Aber es gibt Strom. Alles andere wird sich finden.

Wir wählen das größte Zimmer aus und schleppen ein paar Möbelstücke, die in der ganzen Wohnung verstreut sind, herein. Zwei fast komplette Stühle, einen gammelige Sessel und eine Kommode. Wer mag das hier vergessen haben? Von wem stammen all die Dinge?

Wir sind in Entdeckerlaune und erobern auch noch die über uns liegenden Etagen. In allen bietet sich ein ähnliches Bild. Dann stoßen wir auf eine große Anzahl Kartons mit immer gleichem Inhalt: Nachttischlampen. Offensichtlich ungebraucht. Wie in einem explodierten Warenlager liegen die teils aufgerissenen Verpackungen herum. Das erscheint uns aber dann doch ein wenig suspekt. Schnell verschwinden wir hinunter in unser eigenes Loch.

Wir sind ein wenig vorsichtig in den dunklen Ecken. Wir vermuten Ratten. Aber nichts da. Entweder gibt es hier kein Ungeziefer oder es hat sich schon lang vor uns verkrochen. Wir hoffen still auf Ersteres.

Es gibt natürlich eine Menge zu tun. Die Fenster müssen abgedichtet, die Wände isoliert und überhaupt: Es muss aufgeräumt werden. Aber nicht heute. Es ist spät geworden und wir verlassen unseren Proberaum.

Unten ist schon abgeschlossen. Wir sind ganz allein in dem schein-toten Gebäude. Irgendwie unheimlich. Das eingestoste Schloss lässt sich von innen nur schwer öffnen. Endlich dreht sich der Schlüssel einmal um sich selbst. Die Tür knarrt. Draußen ist es kalt, arschkalt. Ab nach Hause.

9.

Wir brauchen Eierkartons. Jede Menge. Die sind prima zur Schallisolierung. Jeder, der schon mal ein Tonstudio gesehen hat, kennt diese speziellen Schaumstoff-Teile mit den pyramidenförmigen Noppen, die dort die Wände bedecken. Das hält den Krach (sagen die anderen), oder besser die Musik (sagen wir) im Raum. Und gibt dem Ganzen einen besonderen, trockenen Klang.

Eierkartons haben nicht die gleichen, aber ähnliche Eigenschaften. Meint zumindest ein erfahrener und langjähriger Probekeller-Besitzer aus Müllers Bekanntenkreis. Und dem vertrauen wir. Die Beschaffung dieser Kartons ist schwierig, denn in unserem Land wird alles wieder verwendet.

Also, mal eben in eine Molkerei oder Kaufhalle gehen und fragen wäre zwecklos. Sind die Teile leer, werden sie abgeholt und neu befüllt. Wir müssen andere Wege gehen und beobachten eine Weile potenzielle Quellen. Bald haben wir das System durchschaut. An bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten stehen vor den Verkaufstellen die leeren Kartons schön gestapelt bereit und warten auf die Abholung. Die werden wir übernehmen. Aber nicht allein.

Wir rekrutieren noch ein paar Freiwillige aus Müllers Bekanntenkreis und bekommen eine ansehnliche Menge weißer und grauer Kartons zusammen. Hier und da erinnern verklebte Eierschalenreste und Flaumfedern an den vorherigen Inhalt.

Einer unser Helfer wird erwischt und hat Mühe, die richtigen Ausreden zu finden. Auch der Verweis auf den Stellenwert der Unterhaltungskunst beim Aufbau unseres sozialistischen Vaterlandes findet kein Gehör.

„Gunst? Von wäschen! Wenn ich disch noch mal hier sähe, hole isch die Volgsbolizei!“ Wir stoppen vorerst weitere Aktionen.

10.

Wir sind jetzt täglich im Proberaum beschäftigt und schleppen alles Brauchbare heran: alte Teppiche, Matratzen, Bettlaken und so weiter. Zuerst einmal müssen die schwächsten Stellen zwischen uns und der Außenwelt abgedichtet werden. Man darf von draußen nicht mitbekommen, was im Inneren des vom eigentlichen Leben ausgeschlossenen, ausrangierten Gebäudes passiert.

In einem Abrisshaus passiert nämlich gar nichts mehr. Glauben zumindest die Behörden. Das ist gut so. Nicht so gut sind neugierige Nachbarn. Und die gibt es ja zuhauf in diesem Land. Wir widmen uns also zunächst den Fenstern und stopfen so gut es eben geht Matratzen in die Rahmen.

Einige dieser ehemaligen Bettgenossen haben eindeutige gelbe Stellen. Puhhh! Da müssen wir durch. Dann hängen wir Laken darüber. Die hat Müller vorher bemalt. Auf einem ist der Kopf einer Medusa zu sehen. Antike Wandmalerei. Gar nicht schlecht! Nun kommen die Eierkartons dran, sie reichen knapp für zwei Wände. Den Rest füllen wir eben später auf. Es handelt sich sowieso um die Wände, die ins Innere gerichtet sind.

Wir fegen den Boden mit einem alten, unter beträchtlichem Haarausfall leidenden Besen, rollen die betagten, löchrigen Teppiche aus - und schon hat unser Raum das gewisse Etwas: „Wollen Sie bitte hier Platz nehmen?“ Unser Klub ist eröffnet!

Wir sitzen auf wackligen Stühlen, rauchen und trinken Bier. Unangenehm ist nur die Kälte.

Auf Farbe haben wir bewusst verzichtet, wir wollen den Räumen nicht ihren ursprünglichen Charme nehmen. Vor allem haben wir keinen Bock auf eine weitere Streichorgie, die Erinnerung an unsere Bude ist noch zu frisch.

Wir schleppen Müllers Schlagzeug heran und es geht zum ersten Mal so richtig ab. Noch ist Müller im Vorteil. Morgen werde ich mir endlich einen Gitarrenverstärker kaufen. Dann schlage ich zurück!

11.

Ich muss mir einen Job suchen. Zwar habe ich mein bei der Fahne erspartes Geld kaum angerührt, aber die Staatsmacht hat ein gespanntes Verhältnis zu ‚Tagedieben‘.

Wer längere Zeit ohne eine geregelte Arbeit zubringt, dem rückt sie zu Leibe. Hat man Pech, landet man schnell in irgendwelchen vermittelten Beschäftigungen. Zwangsweise. Ob man will oder nicht. Böse, böse! Aber der Verstärkerkauf geht vor, und ein wenig Zeit wird man einem ehemaligen Angehörigen der NVA mit Abitur ja wohl lassen.

Im „Musikhaus“, dem größten Musikinstrumentenladen der Stadt, gibt es, wie immer viel zu bestaunen. Ganz vorn steht eine verschlossene Glasvitrine mit gebrauchten Geräten aus dem Westen. Effekte, Mikrofone und so weiter. Alles schweineteeuer. Tretminen, also Gitarren-Fußeffekte, gehen da schon mal für den Preis von anderthalb bis zwei Monatslöhnen über den Ladentisch.

Ein kleiner Ibanez-Verzerrer lacht mich an. Achthundertfünfzig Mark der Deutschen Demokratischen Republik soll das Teil kosten! Manche bestreiten ihre Existenz mit solchen Geschäften. Ich verlasse schnell

diesen sündigen Platz und lande bei den Produkten aus unserer Volkswirtschaft.

Hier sehen die Zahlen auf den kleinen, angehängten Pappschildchen viel freundlicher aus. Ich äußere meinen Wunsch. Man bringt mir eine Gitarre. Ein schönes Teil. Schwarz und glänzend. Ich stöpsle die Klinke in einen kleineren Verstärker ein. Etwas linksch probiere ich ein wenig herum. Aber der ist mir doch etwas zu schwach auf der Brust.

Ich tue mich schwer. Das passiert mir immer in solchen Situationen. Kaum rückt mir das Fachpersonal auf den Leib, alles irgendwelche Gitarren-Gniedelkönige oder John-Lord-Organisten, kommt bei mir nur noch ein zaghaftes Pling-Plong aus der Gitarre. Da niemand anderes im Laden ist, bleibt der Verkäufer die ganze Zeit an meiner Seite.

Die Auswahl ist nicht wirklich groß. Ich überlege kurz. Dann entscheide ich mich für einen 100-Watt-Vermona-Verstärker mit zwei parallelen Lautsprechern vorn und einem wunderbaren Tremolo. Gebraucht. Der gefällt mir. Ich zahle und schlepe die Kiste aus dem Laden. Ich stolpere in ein Café. Dort ist augenblicklich alles im Nebel. Aber nur für mich.

Ich fingere an meiner Brille herum. Ich hasse diesen Moment und verfluche die Jahreszeit. So ein Klimaschock ist Gift für die Gläser. Vor Schreck sind sie gleich beschlagen. Ich versuche über die Ränder zu schielen, aber da ist es auch nicht besser. Verschwommene Masse. Verwischte Farben. Dann kommt langsam der Durchblick, zuerst in kleinen Kreisen in der Mitte meiner Gläser. Alles besetzt.

Ich habe auch keine Lust zu warten. Alle starren mich an. Denke ich. Raus, in die Kälte. Bis zum Leuschner-Platz ist es nicht allzu weit. Dort nehme ich die Zehn und fahre über den Hauptbahnhof nach Hause. Ich kann ab da auch

noch die Elf oder die Achtundzwanzig nehmen. Habe ich mir gemerkt. Es wird doch.

12.

Wir sind in unserer Band-Mitstreiter-Suchaktion noch nicht viel weitergekommen, haben aber jetzt eine Annonce aufgegeben.

Die Sache gestaltet sich zu einem richtigen Wettbewerb. Immer wieder spielen wir mit irgendwelchen Bassisten oder Gitarristen oder beiden zusammen. Manchmal ist es öde, manchmal lustig. Man glaubt gar nicht, wie viele Musikschaffende in diesem Land auf der Suche nach Anschluss sind. Na ja, so viele sind es dann auch wieder nicht. Aber alles dabei: Metalltypen, Blues-Freaks, Tanzmusiker. So richtig passt es aber nie.

Das schönste Erlebnis beschert uns ein ungarisches Duo. Die Zwei sind Anfang vierzig und bauen eine riesige Anlage auf. Immer wieder laufen sie zu ihrem alten Kombi. Wir packen mit an. Wow! Wir sind beeindruckt. Die anfangs eher negative Stimmung unsererseits schlägt zaghaft um. Eine vorschnelle Ablehnung? Angesichts der mächtigen Verstärkerburg möglicherweise fatal. Gespannte Erwartung macht sich breit. Dann geht es ab!

„Spielt ihr Konzert oda Danzmusig?“ Ähmm, ja. Wir treffen uns irgendwo bei einem U2-Song, sagen wir mal: *New years day*. Als Danzmusig. Ich habe kurzzeitig ein Bild vor meinen geschlossenen Augen: Ich sehe uns beim Ball der einsamen Herzen vor einer schunkelnden Tanztee-Gemeinde dröge Songs spielen. Noch eine andere Erinnerung flammt auf. Die Regimentscombo. Beim Offiziersball. Nein. No. Nem. Njet. Das wird nichts. Sorry!

Die ungarischen Danzmusig-Rocker schauen ein wenig ungläubig aus ihren Schnurrbärten. Schade, vor allem wegen der Anlage. Die schleppen sie zähneknirschend

wieder nach unten. Puhh – wir müssen erst einmal eine Zigarette rauchen. Und lachen.

Die ganze Zeit ist Robert mit dabei. Den hat Müller in der Straßenbahn getroffen. Ein ziemlich junger Bursche mit schwarz gefärbten Haaren. Und einer riesigen Nase. Die fällt irgendwie zuerst auf. Man kennt sich vom Sehen.

„Das ist der Sohn von *Cäsar*“, hat Müller mir nach einem ersten zufälligen Treffen erzählt. Mit auffälliger Betonung am Satzende.

„Cäsar?“ Ich erinnere mich, während der Armeezeit, wo Westradiohören - also: FEINDSENDERHÖREN! - streng verboten war und man so quasi zwangsweise hin und wieder den Berliner Rundfunk oder auch Radio DDR hörte, an den einen oder anderen Song von *Cäsars Rockband*.

Der Cäsar also? Ich gebe zu, meine Kenntnisse in Sachen DDR-Musikszene sind lückenhaft. Okay, ich war vor Jahren mal auf einem Berluc-Konzert „Hallo Erde, hier ist Alpha, ich grüße dich Planet ...“. Und bei Reggae-Play, die haben sogar in unserem kleinen Kino gespielt. Ach ja, Pankows „Paule Panke“-Show habe ich auch gesehen. Unter uns: Es gibt den einen oder anderen City-Song, den ich gar nicht schlecht finde. Und Sillys *Mont Klamott* ist ein tolles Album.

Ansonsten war ich doch eher von Grund auf westlich „verseucht“. Wenn man offiziell auch keine richtigen Platten kaufen konnte, es gab ja das RADIO. Den *Club* auf „NDR 2“ oder die Abendsendungen im Hessischen Rundfunk. Mit Alan Bangs.

Aber Cäsar ist natürlich ein Held. Müller erklärt es mir genauer. *Renft* und so und überhaupt. Ausgebildeter Musiker mit Hochschulabschluss. Auftrittsverbote. Spielerlaubnisentzug. Einer, der sein Ding durchzieht. Unbequem ist. Und das will was heißen, hier im Osten.

Nun sitzt also sein Sohn hier. Bei uns. Robert hat *früher*, da muss er noch Windeln getragen haben, denn er ist gerade mal fünfzehn, in verschiedenen Punkbands gespielt. Schlagzeug. Und später, was viel wichtiger ist: Bass. Na, so ein Zufall! Außerdem: Ihm gefällt, was wir vorhaben. Gut, versuchen wir es einmal. Warum nicht? Wenn er schon mal da ist.

Die ungarischen „Danzmusiger“ sind lang abgerauscht. Blöd ist: Uns fehlt ein Bass, um Roberts Qualitäten zu erleben.

„Kein Problem“, schon flitzt er los und ist in null Komma nichts wieder da. Er wohnt gleich um die Ecke, was an sich schon ein Pluspunkt darstellt. Wir legen los und versuchen *Boys don't cry* von The Cure. Das ist relativ einfach.

Zum ersten Mal haben wir das Gefühl, dass etwas passiert. Müller und ich schauen uns an. Wir spielen weiter. Einen von den eigenen Songs. *For lovers*. Robert hat die Akkordfolgen schnell drauf. Es geht gut ab! Wir haben einen Bassisten. Gesucht. Gefunden!

13.

Ich habe während meiner Armeezeit tausend Briefe geschrieben. Und mehr. Ich habe geliebt. Und ich habe getröstet. Meine Freundinnen haben es trotzdem nicht geschafft, zu warten.

Mit der Ersten war ich knapp ein Jahr zusammen. Dann musste ich einrücken, kaum vier Monate später war es vorbei. Ich war völlig fertig. Das Schlimmste war, dass ich nichts machen konnte. Ich kam aus diesem Scheißladen einfach nicht raus.

Wir durften so ungefähr einmal in den ersten sechs Monaten nach Hause. EINMAL. Ich habe bis heute nicht begriffen, was daran gut sein soll. Vielleicht steckt ja System

dahinter: Brechen der eigenen Persönlichkeit. Kindergarten, Schule, Armee. Erzieher, Lehrer, Offiziere - alle ziehen an einem Strang. Haben ein Ziel: die vollständig entwickelte, rückgratlose, sozialistische Persönlichkeit. Der Einzelne ist nichts. Die Gesellschaft alles.

Ich habe von welchen gehört, die sich das Leben genommen hatten bei der Fahne. Wegen ähnlicher Geschichten. Ich war Gott sei Dank nicht allein. Ich hatte die Musik.

14.

Habe ich schon erwähnt, dass ich gern wieder einmal ein Mitglied der weiblichen Mitbewohnerschaft dieses Planeten kennenlernen würde? Ich meine näher? Und zwar so schnell wie möglich? Als Ex-Armee-Angehöriger ist es keine Schande, ziemlich unter Strom zu stehen. Also, da ist der Unterschied zu einem Ex-Knackie unwesentlich. Leider aber bin ich noch sehr neu in dieser Stadt und auch etwas schüchtern.

Meine Hoffnungen sind also immer auf unsere abendlichen Ausflüge in das Herz der Stadt gerichtet. ‚In Sachsen, in Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen‘. Ein bisschen Wahrheit soll ja in jedem Sprichwort stecken. Aber was bedeutet das *auf den Bäumen*? Sind diese wunderbaren Geschöpfe unerreichbar? Oder so zahlreich? Das will ich herausfinden, unbedingt!

Heute Abend wollen wir in die „Moritzbastei“, einem Studentenklub der Karl-Marx-Uni. Zum Glück habe ich mit meinem Freund Müller einen Eins-A-Kenner der hiesigen Ausgehmöglichkeiten an meiner Seite. Das Problem ist meist nur, in einen Laden rein zu kommen.

Die „Moritzbastei“ hat da ein ganz fieses System: Nur Studenten mit gültigem Studentenausweis haben Zutritt. Dürfen aber jeweils eine nichtstudentische Person, einen

„Gast“, mit hineinnehmen. Wir müssen also vor dem Eingang wildfremde Leute anquatschen und sie bitten, uns über die Schwelle zu geleiten. Typen können wir manchmal mit Bier bestechen, das wir ihnen drinnen spendieren. Mädchen sind schon schwieriger. Aber man kann nicht wählerisch sein.

Andere versuchen es auf ähnliche Weise und treiben sich mit der gleichen Absicht herum. Wir entscheiden uns, nachdem wir eine Weile erfolglos hin- und hergelaufen sind, für zwei durchschnittliche Studentinnen und fangen sie weit vor dem Eingang ab.

Überrascht schauen die beiden sich an. Wahrscheinlich sind sie relativ frisch hier und kennen das System noch nicht. Wir erklären es ihnen genauer. Vor allem, dass sie dabei überhaupt nichts zu befürchten hätten. Im Gegenzug, wären wir gern bereit, sie auf einen Drink einzuladen. Es klappt.

Die „Moritzbastei“, oder, wie Eingeweihte sagen, die MB, ist ein riesiges Gewölbe mit mehreren Veranstaltungsbereichen. Im 16. Jahrhundert als Teil der Stadtbefestigung errichtet, hatte der Komplex im Laufe der Zeit unterschiedliche Funktionen. Geriet aber, nach den verheerenden Bombenattacken des letzten Weltkrieges, in Vergessenheit.

Studenten haben die verschütteten Räume in den siebziger Jahren nach und nach wieder ausgebuddelt. Und so einen unbeschreiblichen und einzigartigen Ort zu neuem Leben erweckt. Geschichte hat mich schon immer interessiert. Und Archäologie. Das war auch mal ein „Berufswunsch“. Noch ein ganzes Weilchen über die „ich werde Feuerwehrmann-, Lokführer-, Kosmonaut-Phase“ hinaus. Bis eine ramponierte, dreisaitige Gitarre in mein Leben kam. Aber das ist eine andere Geschichte.

Der größte Raum in der MB ist die tief unten gelegene, sogenannte „Tonne“. Mit einer kleinen Bühne. Dort finden auch Konzerte statt. Heute aber ist ganz normale Disco. Zwischen den einzelnen Veranstaltungsräumen sind Bars, eine Kneipe, Toiletten, die Garderobe und so weiter. Man kann praktisch wie in einem Rundgang all die Sachen abklappern, steigt mal höher, mal tiefer. Ein außergewöhnlicher Ort.

Wir trinken erst einmal ein Bier und checken die Lage. Es ist, wie meistens, ziemlich voll. Wir machen uns Treffpunkte aus, falls wir uns verlieren.

15.

Müller hat ein unverschämtes Glück bei den Mädchen. Jedenfalls meistens. Ich weiß nicht, wie er das anstellt.

Wir tanzen gerade mit zwei Pädagogik-Studentinnen. Oder so ähnlich. Ich hab da nicht so genau hingehört, weil gerade ein Song kam, der mir gut gefällt. Bob Marley, *Jamming*. Endlich mal nicht *Could you be loved*, der sonst immer läuft. Wir legen eine Pause ein und wollen ein paar Drinks organisieren. Das dauert, weil ziemlich viele Leute genau das Gleiche vorhaben. Ich glaube, ich muss vorher aufs Klo. Müller auch.

Wir pinkeln und sehen uns vielsagend an. Da könnte was laufen. Die Damen sehen, kein Witz, beide gut aus!

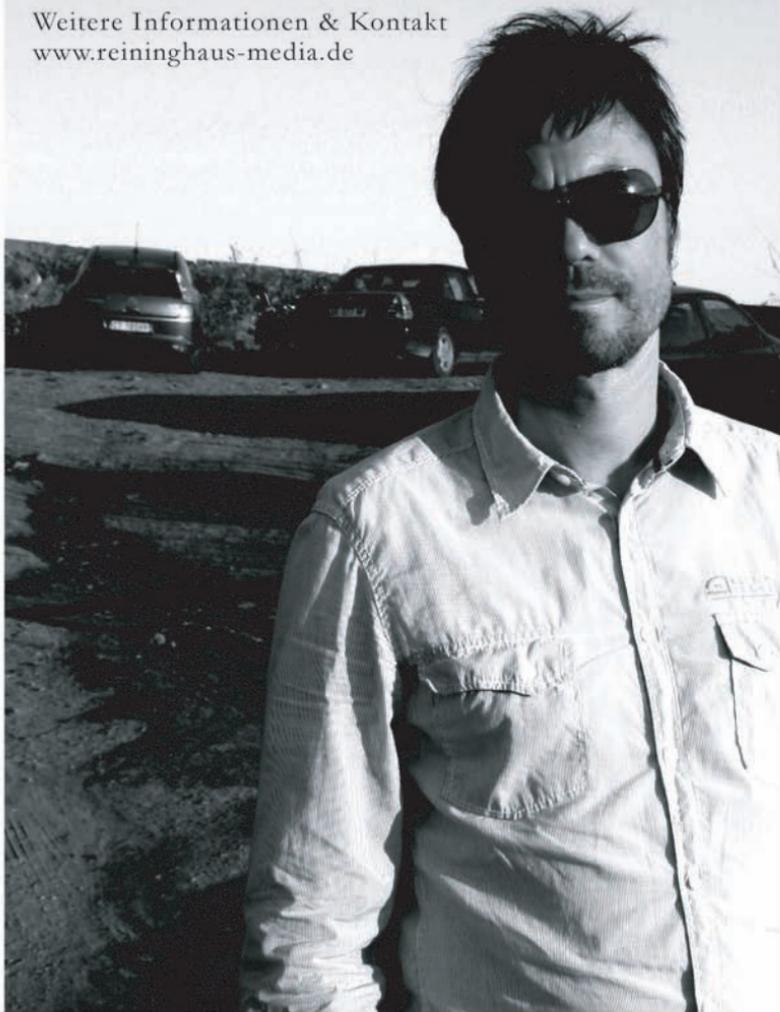
Die Ladys haben sich schlauerweise schon mal angestellt und zack, haben wir alle ein Getränk vor den Nasen. Wir quatschen und quatschen. Über unser Musikprojekt und unseren Proberaum. Das finden sie interessant.

Müller kommt auf die Idee, ihnen den zu zeigen und zwar: jetzt! Prima, es ist null Uhr zehn. Aber, ein Wunder, die beiden Hübschen finden das großartig. Also los! Straßenbahn? Um die Zeit fährt höchstens noch der

Der Autor

Kai Reininghaus wuchs im Thüringer Wald auf und verbrachte einige Jahre in Leipzig als Musiker, Kulturmitarbeiter und Pflegehelfer. In Tübingen hat er später Germanistik und Geschichte studiert, einen Musikverlag gegründet und bei verschiedenen Radiostationen gearbeitet. Von 1999 bis 2011 war er als Redakteur im Ehapa-Verlag angestellt. Dort betreute er zehn Jahre lang das Micky Maus-Magazin. Kai Reininghaus lebt mit seiner Familie in Berlin.

Weitere Informationen & Kontakt
www.reininghaus-media.de



Kenton BLAU
Die Leipziger Tagebücher 1986-1987
© Kai Reininghaus
ISBN 978-1490328904

Reininghaus media | 14197 Berlin
Kontakt: kentonblau@t-online.de
Weitere Informationen: www.reininghaus-media.de

Auch als e-book erhältlich.